

VIII.

Die Erscheinung.

In einem Städtchen des Königreichs Böhmen lebte vor ungefähr zweihundert und fünfzig Jahren ein ehrbarer und fleißiger Bürger, Balthasar genannt, der sich mit der Uhrmacherkunst beschäftigte. Er verfertigte, der Sage nach, besonders Taschenuhren, oder machte wenigstens Versuche damit; denn sie sollen, wie man behauptet, nicht eher, als im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in den Stand gebracht worden seyn, daß man sich ihrer mit Zuverlässigkeit bedienen konnte.

Mögen sie denn auch zu Balthasars Zeit noch einen regellosen und unrichtigen Gang gehabt haben, so gab es dennoch manchen reichen Mann, der ein Stundenei (wie man die Taschenuhren damals nannte) zu besitzen und damit zu prahlen wünschte. Balthasars Werke wurden daher nach Prag und Wien verschrieben und gut bezahlt. Jetzt sind freilich die damals noch sehr seltenen und theuern Stundeneiern so gemein und wohlfeil geworden, daß sich ein betriebsamer Bettler, der einen halben Tag fleißig von Haus zu Haus ging, von den erhobenen Steuern ein solches Ding anschaffen kann.

Balthasar mußte das Räderwerk, das die Uhrkünstler



heutiges Tages aus großen Werkstätten beziehen, mit unendlicher Mühe selbst aus rohen Metallen herausarbeiten. Er griff dabei seine Augen so rastlos an, daß er im vierzigsten Jahre seines Lebens gänzlich erblindete.

So war denn die Quelle des Wohlstandes, den er sich durch Kunst und Fleiß bereiten wollte, auf einmal verfliegt. Seine Gattin, die bisher seine Gehülfin gewesen war, setzte zwar unter Leitung des armen Blinden das Geschäft fort, und arbeitete Tag und Nacht, um dem andringenden Mangel zu wehren; aber kaum war ihr das einige Jahre leidlich gelungen, so hatte sie ebenfalls das Schicksal ihres Gatten, daß eine ewige Nacht ihre Augen bedeckte.

Das Wenige, was die armen Leute bisher erspart und zurückgelegt hatten, verzehrte sich bald. Die einzige Stütze der unglücklichen Gatten war Bertha, ihre fromme sechszehnjährige Tochter, die nun ihre blinden Aeltern bei jedem Schritte leiten und alle Kräfte ausbieten mußte, sie und einen kleinen Bruder zu ernähren. Das gelang ihrer geschickten und fleißigen Hand eine Weile; aber die künstlichsten Arbeiten ihrer Nadel wurden ihr in der Folge von habgierigen Menschen, die sich kein Bedenken machten, die Armuth zu drücken, um einen Spottpreis abgepreßt, und sie mußte diesen elenden Lohn annehmen, weil sie keine Gelegenheit hatte, die Erzeugnisse ihres Fleißes billigern Käufern anzubieten. Das nöthigte sie, doppelt und rastlos zu arbeiten, und sie bat Gott täglich um Kraft zur Erfüllung der ihr obliegenden heiligen Pflichten.

Einsmals hatte sie in der Nacht eine wunderbare Erscheinung. Ein Engel, der einen Baumzweig in der Hand trug, stand vor ihrem Lager und sagte mit holder Stimme: „Geh mit diesem Zweige auf den nächsten Hügel bei de-



nem Wohnhause, gib Acht, ob sich der Zweig in deiner Hand bewegt, und öffne auf dem Plage, wo er sich von selbst zur Erde neigt, den Boden. Da wird dein frommer kindlicher Sinn, den einst der Himmel lohnen wird, eine irdische Vergeltung und Erleichterung seiner rühmlichen Sorgen finden.“

Bertha würde dieses Ereigniß für einen leeren Traum gehalten haben, wenn nicht am Morgen ein frischer Zweig, dergleichen sie nimmer gesehen, auf ihrer Decke gelegen hätte. Auch befand sich in der That unfern des letzten Häuschens in der Vorstadt, wo sie mit ihren Aeltern wohnte, ein Hügel, den sie gemeiniglich bestieg, wenn sie frische Luft schöpfen wollte. Auf der Spitze desselben sah sie einige Nächte vorher helle Flämmchen lodern, die sie für Irrlichter hielt. Sie konnten aber auch, nach dem Aberglauben der damaligen Zeit, das Daseyn eines Schazes anzeigen. Alle diese Umstände bewirkten bei der guten Bertha den Entschluß, der Weisung des Engels zu folgen.

Sie ging denn eines Morgens, als noch alle Menschen schliefen, mit dem Wunderzweige die Anhöhe hinan. Er ruhte ohne Bewegung in ihrer Hand, bis sie des Berges Gipfel erreicht hatte. Da ward er wie lebendig und beugte sich zur Erde hinab. Sie bezeichnete die Stelle, öffnete sie in der folgenden Nacht beim Scheine des Vollmondes mit dem Grabscheite, und fand in einer geringen Tiefe einen unermesslichen Schatz von Goldmünzen. Sie berührte kein Stück, füllte die Höhle wieder aus, und ging, dem Himmel dankend, in ihre Hütte.

Am Morgen erzählte sie den Vorfall ihren Aeltern, die sich über den gefundenen Schatz innigst freuten. „Wir dürfen ihn aber nicht eigenmächtig heben,“ sagte der Vater. „Du hast sehr recht gehandelt, liebe Tochter, daß du



dich gar nicht daran vergriffen hast. Wir müssen vor allen Dingen der Obrigkeit davon Anzeige thun. Diese mag dann die Hebung des Schazes veranstalten, ihn gerichtlich aufbewahren, und darüber nach Hofe berichten. Da wird sich's zeigen, wie viel uns der gnädigste Landesherr, in Erwägung unseres Unglücks und unserer Armuth, davon überlassen wird.“

Die gerichtliche Hebung erfolgte; es wurden über achtzig tausend Thaler gefunden, die vermuthlich in dem Hussitenkriege des fünfzehnten Jahrhunderts dort vergraben worden waren.

Der König von Böhmen schrieb auf den an ihn erstatteten Bericht zurück: „Was Gott durch seinen Engel den armen Blinden zuwies, will ich nicht verkürzen.“ — Sie erhielten folglich die ganze Summe.

Die gute Bertha vermählte sich nachher mit einem wackern Manne, und baute auf der Stelle, wo sie den Schatz gefunden, ein stattliches Schloß. Die Pforte ließ sie mit einem Steinbilde zieren, auf welchem sie selbst dargestellt war, wie sie auf der Spitze des Hügels steht und sich der Zweig in ihrer Hand zur Erde senkt.